Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 30 — Marburg i. H., den 26. Juli — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Allerhand Christlichkeiten — Cäsarea Philippi — Weltfrömmigkeit und Christentum: 6. Weltüberwindung 7. Schluß — Weltpolitik — Die Schulerklärung der Generalsynode und die zukünftige Vorbildung der Theologiestudierenden — Noch einmal die Persönlichkeit in der Ehe — Verschiedenes: Zu den Artikeln von Gertrud Prellwitz; Palästinareisen; Byzantinismus; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Allerhand Christlichkeiten

Herr, Herr! haben wir nicht in Deinem Namen .... haben wir nicht in Deinem Namen .... haben wir nicht in Deinem Namen ....?

„Ist das nicht übertrieben, daß wir gegen Christus und die alten Zeiten arm geworden seien? Haben wir nicht vielmehr ungeheure Gebiete unterworfen, denen die alten Zeiten nur feindlich und abweisend gegenüberstanden? Haben wir nicht christliche Kunst, christliche Litteratur, christlichen Sozialismus, christliche Politik, christliche Zeitungen, christliche Vergnügungen? — Alles Dinge, die der alten Zeit noch ganz fern lagen?"

Das ist wahr, daran sind wir reich geworden: an Dingen, die wir mit „christlich" bezeichnen, um uns ihre ganze üble Dürftigkeit, Aermlichkeit und Erbärmlichkeit schmackhaft oder doch erträglich zu machen; — an Dingen, die wir mit „christlich" bezeichnen müssen, weil nur gar zu klar ist, daß wir die betreffenden Lebensgebiete — eben nicht erobert haben; — an Dingen, die wir mit „christlich" bezeichnen können, weil das Wort „christlich" für uns einen Sinn bekommen hat, der es uns erlaubt, Dinge damit zu benennen.

Das alte Christentum reckte sich auf als ein Leben, das bis in die letzten Tiefen leben wollte, bis dahin, wo die Gottheit wohnt, von wo alle Kräfte gespeist werden, die original sind; als ein Leben, dessen Pulsschlag aus den untersten Gründen bis in die äußersten Fasern schlagen will, und aus den äußersten Berührungsflächen bis in die innersten Zentren zurück; aus den Fingerspitzen, mit denen die Garbe gebunden und die Feder gefaßt wird, bis in die einsamen Stunden der stillen Nacht, und wiederum aus den starrenden Seelenschrecken bis in die Lippen, die den Becher berühren, aus der freudigsten Tagessonnenstunde bis in die eisgrünen Ewigkeiten, und vom letzten der Tage her bis in das erfüllteste Diesseits.

So an Gliedern mächtig, und prächtig in seiner Glut, stand das junge Christentum der alten Kultur gegenüber, keinen Augenblick zweifelnd, daß es sie überrennen würde, aber auch bald erkennend, daß es ihre Mittel und Kräfte sich dienstbar machen würde. Und als Resultat des Kampfes — unsre kindischen paar Christlichkeiten?

Wir hatten bereits eine vollständige, einheitliche blühende christliche Kultur im Mittelalter, — weshalb zerschlugen wir sie? Weil sie uns nicht innerlich mächtig, und das heißt immer zugleich: nicht frei genug war: nicht persönlich genug. Und heute? Heute ist wieder das „Christliche" weit aus den Personen herausgerückt.

Luther hatte das Christentum ganz in die Menschen gethan, den Dingen aber ihre eigenen Gesetze gegeben und die verschiedenen Gebiete des Lebens direkt zu Gebieten des Reiches Gottes gemacht, in denen der Christ sich durch Sachlichkeit und Treue bewährt. Und heute? Heute haben wir wieder christliche Dinge.

Und jedenfalls, gemessen an den Möglichkeiten des alten Christentums sind wir sehr arm geworden. Bonus

Cäsarea Philippi

Wir kamen von Damaskus her geritten, und es dunkelte. Der Weg führte durch ein enges Felsenthal am Fuß des großen Hermon ohne Aussicht nach vorn; zur Rechten stieg ein hoher Berg auf, und auf seinem Gipfel lag ein gewaltiges Schloß, eine Ruine. Der Pfad war schlecht, voll Spalten, Löcher und spitzer Steine, und wir sorgten uns, ob wir wohl noch bei Tageslicht ins Freie hinaus gelangen würden. Allmählich wurde das Thal breiter und der Reitweg senkte sich; noch einmal trat ein flacher Rücken wie ein Riegel quer hinein vor — und dann waren wir an der Grenze Palästinas. Zur Linken, schon in der Dämmerung verschwimmend, dehnte sich weithin die Ebene, durch die der junge Jordan fließt; vor uns, zur Rechten, nicht mehr fern, lag eine Gruppe von Bäumen und Häusern, und im Vordergrund ein alter massiger Thorbau. Das ist Banijas, das alte Paneion, dann Cäsarea Philippi genannt, und die Landschaft in die wir jetzt einreiten, ist der äußerste Fleck Erde gen Norden, den Jesu Fuß betreten hat.

Vor dem großen Thor führt eine Brücke über die Schlucht eines Baches, der an der alten Festungsmauer vorbeifließt. Die Quadern des Grundbaues, der den Brückenbogen trägt, haben schon an ihrem Platz gelegen, als Jesus diese Straße ging; das Thor ist zusammengemauert aus allerlei alten Werkstücken: granitene Säulenschäfte und Quadern von Tuff, Kalkstein und Marmor durcheinander, Kreuzfahrer und Seldschuken haben es mit den Trümmern der Stadt des Herodessohnes Philippus gebaut. Gleich hinter dem Thore geht es zu dem Wunder von Banijas, der östlichen Jordanquelle. Der Berg, den wir unterwegs gesehen hatten, mit dem großen Schloß auf seiner Höhe steigt über Banijas auf. An seinem Fuß, hart bei der Stadt, öffnet sich, halb eingestürzt, eine finstere Höhle; aus ihr bricht rauschend ein mächtiger Strom klaren Wassers hervor. Das ist die Jordanquelle mit der Höhle des Pan, dem Herodes hier einen Tempel baute. Alte Nischen im Felsen und Inschriften zeugen noch von dem Heiligtum. Darüber am Bergeshang erhebt sich ein kleines, weißes Weli, dem Schech Chidr der Muhamedaner geweiht — denn dieser Ort ist heilig bis auf den heutigen Tag.

Früh Morgens am andern Tage ritt ich mit Madat, dem Getreuen, und zwei Arabern aufs Schloß. In den Gassen des Dorfes, im Bett des dahineilenden Jordan, auf den Feldern draußen lagen viele alte Quadern und Säulenstücke; mächtige Fundamente und halb verwischte Mauerlinien zeigten sich innerhalb wie außerhalb des Ortes; ein paar

Türme aus alter Zeit sind auch noch erhalten. Unser Pfad fing an zu steigen und schlängelte sich durch einen weiten Hain von knorrigen, grauen, früchtebeladenen Oelbäumen. Bald ging es steil und immer steiler in die Höhe; die Pferde kletterten und sprangen wie die Ziegen, um auf dem trümmerbedeckten Boden sich vorwärts in die Höhe zu arbeiten. Immer noch dräute die gewaltige Mauer hoch über uns vom Gipfel herab. Der ganze Berg ist auf der Südseite bis unter die Umfassungsmauern des Schlosses mit Oelbäumen bewachsen. Nach dreiviertel Stunden schweren Kletterns waren wir am Fuß der Mauer, die hier eine Strecke weit eingestürzt war. Jetzt mußte abgesessen werden. Mit Händen und Füßen über die losen Steintrümmer aufwärts klimmend, zeigten die Araber den Weg. Jeder von uns wickelte den Zügel seines Pferdes um die Hand und zog sein Tier nach sich in die Höhe; dann noch ein Sprung hinunter und wir standen im Burghof.

Kalat-es-Subebe heißt die Festung auf dem Berge über Banijas bei den Arabern. Aber schon lange bevor Palästina arabisch wurde, ja selbst bevor es römisch war, stand hier eine Burg. Sie ist „der Turm auf dem Libanon, der gen Damaskus schaut“ im Hohenliede, und die Grundmauern zeigen heute noch dieselben in der Mitte rauhen, an den Fugen glatt geränderten römischen Quadern, wie die Türme des Herodes in Jerusalem und die andern Festungsbauten der Imperatorenzeit vom Euphrat bis zum Jura. Auf denselben Fundamenten wie heute erhob sich schon zur Zeit Jesu ein gewaltiges Schloß hoch über der Stadt; es barg die Schätze und das Kriegsmaterial des Tetrarchen Philippus, dem das Gebiet am Hermon gehörte. Gleich südwärts von hier begann Galiläa, das Land des Herodes Antipas, dessen Unterthan Jesus war.

Der lange Rücken des Schloßberges ist in seiner Mitte ein wenig eingesenkt. Ostwärts steigt er höher an, und auf jenem Ende thront eine besondere Zitadelle. Das Westende ist niedriger, aber die Bauten hier sind besser erhalten. Der Raum zwischen den beiden Hauptwerken war in alten Zeiten ein offener, von zwei mächtigen Schenkelmauern und gewaltigen Türmen eingeschlossener Platz, ein Burghof von mächtigen Dimensionen. Durch halbverschüttete Oeffnungen sieht man in große wassergefüllte Gewölbe hinab; wahre Hallen sind hier als Zisternen in den Fels gehauen. Dumpf klatschten die hinabgeworfenen Steine auf der Wasserfläche tief unten auf, und wie rollender Donner hallten die von oben hineingerufenen Worte an den Wänden der finstern Höhlungen wieder. Ein Ziegenhirt in zottigem Mantel mit einer langen Steinschloßflinte auf dem Rücken stand mit seinem großen Wolfshund zwischen den Trümmern und machte uns einen Salaam; seine Tiere weideten draußen am Berge. Wir übergaben ihm die Pferde zum Bewachen und machten uns daran, die große westliche Ruine zu erklettern. Arabische Schriftzüge gaben in den Stein gemeißelt an vielen Stellen Kunde von den einstigen Herren der Festung. Am Fuße eines Turmes führte ein dunkler, ausgemauerter Gang steil abwärts ins Innere des Berges hinein; wir folgten ihm mit Licht eine Weile, dann aber wurde die Luft so dumpf und mein Vertrauen zu den beiden schwarzhaarigen und schwarzbärtigen Männern, die mich begleiteten, war so gering, daß ich umkehrte. Die Leute schworen, daß der Gang bis in die Quellhöhle reiche, aus der das Wasser des Jordan hervorfließt, aber tief drunten hausten heulende Dschinnen! Es wird wohl der alte Pan sein, dessen Schrecken dort noch in der Tiefe wohnt.

Durch alte Thür- und Fensteröffnungen, über geborstene Schwellen und eingestürzte Treppentrümmer gelangt man auf die Höhe der Außenmauer, wo am äußersten Westende des Bergrückens das Massiv des Kastells selber, mit der Felswand in Eins zusammengewachsen, aus der steilen Tiefe emporsteigt. Dort oben setzte ich mich auf einen Quaderstein und schaute ins Land hinaus. Nach Norden trennte eine tiefe Thalschlucht den langen schroffen Rücken des Schloßberges vollständig von der gewaltigen Hauptmasse des majestätisch sich emportürmenden Hermon ab; im Osten war braunes Hügelland, gen Westen erhob sich jenseits einer breiten Thalebene das bläulich schimmernde Hochland von Obergaliläa — im Süden aber lag die große grüne Jordanau und an ihrem Ende ein blauer See: Bahrat-el-Hule, das schilfumwachsene Sammelbecken der Jordanquellen, das unsre Schulkinder aus unbekannten Gründen immer noch den See Merom nennen müssen.

Deutlich erkennt der kundige Blick die Entstehungsgeschichte dieses Stückes Erde. Der Berg, auf dem ich sitze, ist der äußerste stehengebliebene Pfeiler des Kalkgebirges, das, weit von Norden her kommend, im großen Hermon hier gipfelt. Zu seinen Füßen ist das Land in Stufen zur Tiefe gebrochen, und das Gestein, das sich einst gleich dem Rücken, der diese Burg trägt, hoch zum Sonnenlicht emporhob, das liegt jetzt mit seinem Scheitel dort unten, wo der Silberfaden des Jordans und die blitzende Seefläche heraufschimmern, tief unter den gewaltigen Ablagerungen verschüttet, die im Lauf der Jahrtausende die Bäche und Quellen vom Libanon und Hermon herabgeführt haben. Drüben im Westen erhebt sich der jenseitige Rand des Einsturzgebiets: die steile Wand, in der Galiläa aus dem oberen Jordanthale aufsteigt, und südwärts über dem Hule zeichnet sich scharf wie mit dem Messer eingeschnitten in zwei Stufen die tiefe Spalte am Horizonte ab, durch die der Fluß zum See Tiberias weiter eilt: das Ghôr. Der ganze Boden des weiten Einsturzfeldes ist quellig, von Wasserläufen durchzogen, heute eine große feuchte Wiese, zur Frühlingszeit ein Sumpf; im Altertum eine fruchtbare Flur, üppig, bebaut wie ein Garten. Noch liegen einige Dörfer zwischen dem See und dem Berge; hohe Pappelgruppen lassen ihre Stätte von weitem erkennen, aber sie sind ärmlich, klein, kaum geduldet: die Beduinen, die Söhne der Wüste im Osten, halten ihre schwere Hand über der grasreichen Flur, die ihnen Weide für ihre Herden bietet. Das ist die Landschaft, von der es heißt, daß Jesus mit seinen Jüngern in ihre Dörfer kam. Hier, am Fuß des Berges, der das Herodesschloß trug, sind sie durch die Ortschaften gewandert, von denen die spärlichen Fellachensiedlungen dort unten die letzten Ueberbleibsel darstellen; jene Quellen haben sie sprudeln und rauschen gehört, und zu dieser Höhe mit ihren mächtigen Mauern fugengeränderter Quadern hat ihr Blick emporgeschaut.

Jesus und die Seinen kamen von Bethsaida am See Genezareth. Es war die Zeit, in welche die beiden Ausflüge Jesu ins Heidenland fallen, von denen wir wissen: in die Gegend von Tyrus und Sidon, d. h. nach Phönizien, und nach Cäsarea Philippi. Um diese Zeit starb Philippus, und sein Land samt der neuerbauten Prachtstadt am Hermon ward zur Provinz Syrien geschlagen. Wahrscheinlich ist Jesus gerade in den Tagen nach seinem Tode dort gewesen, aber auch zu Lebzeiten des Herodäers konnte man dies altheidnische Gebiet mit seinem großen Naturheiligtum beim Tempel des Pan nicht als ein Stück vom Boden Israels ansehen. Sicher hat auch Jesus vor der finsteren, wassererfüllten Höhle gestanden, die das im Bergesschoß gesammelte Wasser des heiligen Quells ins Freie hinaus entsendet; die Nischen in der Bergwand, in denen damals Götterbilder standen, hat auch er gesehen und die Inschrift daneben „Priester des Pan“ hat er gelesen.

Ich weiß nicht, ob es Vielen so geht, daß sie manchmal trotz starker äußerer Einwirkungen und trotz energischen inneren Appells doch nicht den lebendigen Kontakt zwischen dem Inhalt ihres augenblicklichen Empfindens und den Vorgängen der Vergangenheit, an deren Stätte sie stehen, herstellen können. Wieviel hatte ich mir doch von diesem Augenblick hier oben über Cäsarea Philippi versprochen! Welch eine Fülle der Gesichte, dachte ich, würde die Stunde auf dem Herodesschloß über mich bringen! Nun saß ich auf der alten Mauer und gedachte der Zeiten und Dinge, von denen die Evangelien reden — aber siehe da, es blieb bei der Blässe des bloßen Gedankens. Ich sah den See und die Ebene, das Ghôr in der Ferne und die Berge, die Dörfer und den blitzenden Lauf des Jordan — aber es war der Fluß von h e u t e und die Berge von h e u t e! War ich denn über Länder und Meere gezogen, um d i e zu sehen? War ich hierher gekommen, um mir sagen zu können: Siehe, über diesen Boden sind Jesu Füße gegangen, zu dieser Burg hat er emporgeblickt und bei

jenem Dorfe hat Petrus sich zu ihm bekannt? Nein, bei Gott, was sollte mir ein sentimentales Sicherinnern, wo ich eine Kraft zu erleben gedachte!

So saß ich und sann und blickte in Gedanken verloren über die weite Senkung hinüber, dorthin, wo als ein weißer Punkt auf dem dunkeln Bergrand von Galiläa die Ruine des Kreuzfahrerschlosses Hunin sichtbar ward. Dort führt der Weg gen Tyrus, zur Küste; von dort herüber kamen die Ritter mit dem Kreuz gezogen, wenn sie zu der Burg an der Jordanquelle wollten, und wie ich so da saß, Fuß über Fuß gelegt und das Kinn in die Hand gestützt, da fiel mir Walther von der Vogelweide ein, der deutsche Mann, der sich so ergreifend nach diesen Bergen gesehnt hat:

Ich saß auf einem Steine;
Da deckt ich Bein mit Beine,
Darauf der Ellenbogen stand;
Es schmiegte sich in meine Hand
Das Kinn und eine Wange.
Da dacht ich sorglich lange
Dem Weltlauf nach . . . . . .

So wie ich saß, so hatte auch Herr Walther gesessen, Herr Walther, der vom heiligen Lande sang:

Die Welt ist außen lieblich, weiß und grün und rot,
Doch innen schwarzer Farbe, finster wie der Tod!
Wen sie verleitet hat, der suche Trost und Heil,
Für kleine Buße wird ihm Gnade noch zu Teil.
Daran gedenket, Ritter, es ist euer Ding:
Ihr tragt die lichten Helme und manchen harten Ring,
Dazu den festen Schild und das geweihte Schwert.
Wollt Gott, ich wär für ihn zu streiten wert,
So wollt ich armer Mann verdienen reichen Sold;
Nicht mein ich Hufen Landes, noch der Fürsten Gold:
Ich trüge Krone selber in der Engel Heer:
Die mag ein Söldner wohl erwerben mit dem Speer.
Dürft ich die liebe Reise fahren über See,
So wollt ich ewig singen „Heil“ und nimmermehr
„o weh!“ Nimmermehr „o weh!“

Seltsam, wie es die rührenden Verse zuwege brachten, daß sich die Reflexionen in Stimmung, in inneres Erleben auflösten und wandelten! Gleichsam aus einer Tiefe stieg ein andrer Zustand des Bewußtseins herauf, und wie ich wieder südwärts schaue, so sind das Licht und die Luft, die über der Ebene liegen, anders geworden, anders geworden, als sie vorhin waren. Die ganze Luft leuchtet, der Seespiegel in der Ferne leuchtet und flimmert wie geschmolzenes Silber — auf die zarten Nebelschleier, die von ihm her über die grüne Ebene schweben, ist weißes, leuchtendes Licht in wahren Strömen ausgeschüttet, und um das Schloß und den Berg ergießt sich Helle, als ob am Himmel ein Quell aufgebrochen wäre, der dieses Stück Welt in einem Augenblick von der Erde bis zum Firmamente überflutet. Ueber der hohen Dunstschicht, die scharfbegrenzt im Osten der Hochebene und den Vulkanbergen Basans liegt, ist die Sonne emporgestiegen! Das deutsche Lied und die Sonne des Morgenlandes haben zusammen mir das Thor aufgeschlossen, an dem ich stand und klopfte, das Thor, das aus der geschichtslosen Anschauung des bloßen Heute hinausführt in das Land des lebendigen Wiedererlebens der großen Geschehnisse der Vorzeit, in dem ich Zwiesprache halten wollte mit den Zeugen der Stunde, in der die Religion des Christentums geboren ward!

Die tiefgesenkte grüne Jordanflur und der helle Fluß, der sie durcheilt, der blitzende See und die sonnenbestrahlten Flanken des mächtigen Hermon, die Steine und Säulenschäfte der Cäsarstadt und die Höhle des großen Pan, Alles was mir jetzt zu Füßen liegt und dieser Berg selber samt den Grundfesten des Schlosses, darauf ich stehe — sie haben zugehört, als Jesus seine Jünger fragte: Was saget ihr, wer ich sei? und sie waren Zeugen der Antwort des Petrus: Der Christus bist du, des lebendigen Gottes Sohn. Und nun war die Stunde da, daß sie mir Zeugnis gaben von dem, was sie gesehen und gehört hatten.

Paul Rohrbach

Weltfrömmigkeit und Christentum

6. Von der Weltüberwindung

„In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.“

Wir alle haben sie erfahren, die Angst, und daß der Trost von ihm kommt, dem Ueberwinder, der da Ueberwindungskraft giebt.

Wenn ich in der geheimnisvollen Erfahrung eines göttlichen Lebens das Wesen aller Religion erblicke, so scheint mir in der Weltüberwindung das besondere Wesen der christlichen Religion zu liegen.

Aber schließt das uns, die wir in Frömmigkeit die Welt lieben, nicht vom Christentum aus? Nein, jenes psychologische Erleben, das mit dem Worte „Weltüberwindung“ bezeichnet zu werden pflegt, das kommt auch zu uns. Es ist auch unseres Lebens Inhalt und Wert, Kampf und Friede.

Denn auch wir fühlen einen Zwiespalt durch das ganze Dasein gehn; auch wir müssen ringen fort und fort, eine Schranke überwindend, zu Gott zu kommen. „Weltüberwindung! Worte sind so vieldeutig. Suchen wir vom Worte abzusehen, zu der Erfahrung selbst zu dringen und zu erkennen, was da erlebt wird.

Was ists, darin wir Angst haben? Und das wir überwinden müssen, um den Frieden in Gott zu gewinnen?

Wir blicken in das Dasein und sehen lauter Einzelschicksale mit einander ringen, und sehn uns selbst mitten hineingeworfen in den wilden Kampf — „ums Dasein“ — und um weiter Nichts? Und das Dasein, lohnt es auch der Mühe? Wir hatten Ideale, licht und herrlich, die wollten wir erstreben, und sahen darin unsers Lebens Wort und Inhalt, aber die Erfahrenen lächelten mitleidig: „Ideale sind Kinderthorheit,“ und die Menschen, die guten Durchschnittsmenschen, kamen und zogen uns unser Heiligtum in den Staub, bis wir es selbst nicht mehr erkannten. Da gaben wir es auf. — Wir hatten Wünsche, wenn sie sich erfüllten, lohnten sie nicht, befriedigten nicht: hätten sie sich lieber nicht erfüllt! Nun ist der Mut zum Wünschen dahin. — Wir wollen gut sein, darin einen Zweck, einen Halt, einen Trost zu finden in der nüchternen, öden Welt. Aber wer kann denn gut sein? wer weiß denn, was gut ist? In diesem dunklen, verworrenen Leben, mit dem heißen Willen, das Gute zu erreichen, tasten wir mühsam — von Irrtum zu Irrtum! Täuschung und Traum ist Menschenlos. Und wenn du das Gute erkennst, erreichst du es? Gebunden mit tausend Fäden an früheres Thun und Wollen, an frühere Sünden, an die Sünden Anderer, an Zufälle und Möglichkeiten, fest verstrickt in ein großes Gewebe von unzerreißbaren Zusammenhängen, was kannst du thun? Leiden kannst du, leiden! Dich sehnen, und nie erreichen! — Und du sehnst dich nach Liebe, nach Seelengemeinschaft, ach, nach Verständnis. Aber mitten in dem ungeheuren Getriebe der Menschenbeziehungen, je besser und lieber du fühlst, desto einsamer mußt du sein. Und hättest du tausend Freunde, und hättest du den einen, der mehr ist als tausend: es kommt der Tag, da du mit frierender Seele siehst, daß er doch in sein Leben gebannt ist und du in deins. — Suche Freuden; die Welt lockt! Vergiß und sei lustig! Genieße! Ja lustig können wir wohl sein, aber nicht glücklich! Nicht glücklich! Immer wird es in der Tiefe weinen: Es lohnt nicht! Das alles lohnt ja nicht! Immer wird es in uns sich sehnen nach Besserem, Höherem; immer wird es klagen, wie ein verirrtes Kind nach der Heimat klagt. — Heiteres, naives Daseinsgenießen, das ist das Beste. Es wallt ja das Blut auf, und der Sinn hebt sich zu Sonne und Schönheit, und will sich freuen des eigenen, lieben, lebendigen Daseins. Ach lebendig sein! O du schöne Natur! Aber was schwankt da ein Grashalm, was schwirrt? Ein zartes Insekt, in Todesangst und Qualen schwirrt unter der tötenden Zange eines feindlichen Wurms; und aus der blühenden Landschaft steigt es auf, das Bild aller der Leiden und Nöte, die da, verborgen, in dem großen Kampf Aller wider Alle erlitten werden. Hast du noch den Mut, dich zu freuen? Es schweift dein geängstigter Blick

ins Menschenleben; auch dort, bei dem viel zarteren Empfinden, auch dort dies Aneinander-Zehren und Nagen, um sich selbst zu nähren! Und Schlimmeres! Siehst du, wie sie in Blindheit und Sünde sich stürzen, in Krankheit und Entartung? Wie sie in heißem Sehnen suchen nach dem Glück, und es selbst zerstören in Irrtum und Verbrechen? Hast du noch den Mut, dich zu freuen? Und zuletzt der grause Tod, vor dem das arme Erdenkind so zagt, obwohl er doch ein Erlöser sein müßte!

Das ist die Welt voll Angst!

Das ist die Welt, die Wirklichkeit, die Natur, das ist das Menschendasein ohne Gott! Wie es sich uns darstellt, wenn wir es schauen aus dem Ich heraus und beziehen es auf unser eigenes enges Selbst, oder auf andere Einzelschicksale.

Nun aber schaue.

Du hast in Stunden tiefer Erschütterung, unwillkürlich, hinausgegriffen über dein banges Ich; und da war es nicht leer, da war Etwas da: da war Leben! Und plötzlich strebte dein ganzes Sein mit zitternder Sehnsucht dem entgegen, als wäre hier Rettung, die Lösung der Rätsel, der Sinn der Dinge, der Schmerzen Heilung, und dir wars, als riefe es von dorther: „Komm! Komm heim, ich bin es, ich!“ und Alles in dir antwortet, und ringt, die Mauer zu durchbrechen, die dich gebannt hält wie in einen dunkeln Kerker, und es ruft immer lauter, und es dringt immer mächtiger und sprengt den Bann, und macht dich frei! Da empfängt es dich mit unendlicher Liebe: „Ich bin es, ich, Seele, dein Gott! fühle mich, fasse mich, gehe auf in mir; ich bin ja dein Friede!“

Selig sind, die Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen. —

Wer sich nun von der Tradition dazu führen läßt, diesen Gott als etwas außerhalb der Natur Seiendes zu glauben, der stirbt jetzt am liebsten der Welt ab. Sie ist das Ungöttliche. Er fand den Frieden einer bessern Welt.

Wem aber das All Eins ist, sodaß ihm der Gott, den er erfährt, nichts Anderes sein kann als das Leben der Welt, vor dem vollzieht sich ein großes Wunder: die Welt verwandelt sich ihm. All das öde Grau, nüchtern, ideallos, durchleuchtet sich ihm mit Gottes Nähe und prangt in seligen Farben der Weltfreude.

Nun wachsen wieder seine Ideale auf wie Blumen an den Wasserbächen. Nun friert er nicht mehr in Einsamkeit; das Leben ist da und giebt sich zu fühlen. Wesens-Einheit ist mit dem Leben, und in ihm Wesens-Einheit mit allen Menschen; das ist ein still geheimnisvolles Genießen jenseits aller Menschenworte.

Und es schaut die Seele, und schaut, und schaut, mit Ehrfurcht, in das wunderbare Dasein und sieht die lebendigen Einheitszüge durch alles Seiende gehn, sieht, wie Gott-Natur neu und immer neu in lebendiger Anpassung das Wirken aller Kräfte zu Harmonie verwebt, und lernt den lebenden Zusammenhang der Dinge anbeten und fragt ihn: „Was willst du?“ und fügt sich mit ihrem ganzen Sein ein in diesen Willen, und fühlt die eigene Freiheit am schönsten, wenn sie sie darin bethätigt, Nichts zu wollen, als was die lebendige Einheit will, und hat, in seliger Gottesgemeinschaft, den Frieden, „den die Welt nicht kennt.“

Sie hat die Welt überwunden.

Was ist die „Welt“? Die Wirklichkeit, die Natur? Die sind ganz gotterfüllt! Nein, die Gottleere, die Gottentfremdung, die in uns selbst war. Und die davon kam, daß wir uns in das Ich gebannt hatten.

Das Ich ist die „Welt voll Angst.“ Das müssen wir überwinden.

Alles ist Gott; auch dieser kleine Lebenskreis, den unser Ich umfaßt. Aber wenn wir das Ich mit einer Schranke umgeben, und wohnen darin, und schauen aus ihm heraus das Dasein an, so daß wir nur sehen, was nah vor Augen ist, und halten das Ich für den Mittelpunkt und Zweck der Welt, dann wird uns Alles unverständlich, dann fühlen wir uns so arm und voll Angst, dann trennt uns das Ich von Gott. Dann wird uns das Ich zur Fremde, in der wir uns nach der Heimat sehnen: — zur „Welt.“

Wir müssen das Selbstgefühl erweitern zum Allgefühl, und in Gott wohnen; und Alles lieben, die Nächsten lieben: unser seliges All-Ich umfaßt sie ja; dann mögen wir auch das kleine Ich lieben, stolz, und mit Ehrfurcht, die Kräfte der Gottheit gehen ja hindurch und wirken darin ihr Werk. Dann dürfen wir uns durch keine Tradition und Konvention aufhalten lassen, wenn dieses Ich vorwärts drängt, wo es wirken muß nach der Idee seiner Natur. Selbstenthaltung ist ja Gottesdienst. Aber es ist kein Widerstreit zwischen der Pflicht der Nächstenliebe und dieser Eigenliebe, zwischen dem Selbstentfaltungstriebe und irgend einem Sittengesetz: wenn wir nur hoch genug hinaufsteigen zu der lebendigen Einheit, dann finden wir Klarheit und Frieden. In Gott wohnt die Harmonie.

Immer wieder sinken wir freilich zurück. Aber immer wieder hinanzuklimmen, immer wieder die Gottentfremdung, die Enge zu überwinden, durch die Hüllen zum Lichte zu dringen, Gott zu schauen und selig zu sein, das ist unseres Lebens Inhalt und Wert.

O Menschendasein, mit all deinen Schmerzen so wundersam süß, voll tiefer, heiliger Freude! Und vor uns der leuchtende Tod, — der bringt alles Ahnens und Sehnens Erfüllung.

Das ist das Christentum.

Gottseligkeit durch Selbstaufgabe; Selbstbehauptung durch Gottgehorsam, das war von je her das Christentum; Erlösung von dem Ich.

Das ist die eine, eine große Seelenerfahrung der Menschheit, die überall dort zu Grunde liegt, wo etwas Heiliges gefühlt wird.

Das ist der Geist der Jenseitigkeit, in dem das Christentum besteht: jenseits des Ich beginnt Gott; jenseits des Ich ist unser wahres Sein; wo wir uns über die Schranke des Ich hinausrichten, da ist der Friede, die Seligkeit. An diesem Geist der Jenseitigkeit haben wir teil, wir Weltfreudigen.

Ja, nie ist mir das Christentum in seiner Herrlichkeit so sehr erstrahlt, als bis ich es vom Standpunkt der monistischen Weltanschauung anschauen lernte als das natürliche Verhältnis, das Schönheitsverhältnis der Menschenseele zu dem allfühlenden Gott, von dem sie ein Teil ist.

7. Schluß

Das ist die eine große, wichtige Frage, auf die es ankommt, die viel wichtiger ist als jene, ob Gott über oder in der Welt wohne: die Frage, ob das wahr ist, daß man Gott selbst erleben, unmittelbar erfahren kann, tief in sich untrüglich und zweifelhaft, als feste seelische Thatsache, anders, aber nicht weniger gewiß, als wie man mit den äußeren Sinnen die Sonne schaut und das Feuer fühlt. Wenn das wahr ist — und es ist wahr! wir haben es erfahren! — dann mögen wir die geistigen Kämpfe unserer Tage sich ruhig auskämpfen lassen; dann müssen wir mit Zuversicht erwarten, daß sie nur dazu führen können, daß dies Eine Feste und Gewisse, dies Eine, was not thut, immer herrlicher und glanzvoller aus allen Hüllen breche.

Wenn das wahr ist, dann ist das Wichtigste, was wir zu thun haben, dies, daß wir alle Lehrmeinung vorerst als das Nebensächlichere, als die Form, bei Seite lassen; und mit der ganzen Kraft unserer Seele das Gott-Erleben als den lebendigen Inhalt pflegen und üben und stärken.

Das ist es, wovon die Menschen viel zu wenig wissen. Gar zu lange wurde Gott gelehrt als ein Geist, der sich einst offenbart hat, einst; sein Wille als Etwas, das im Buche steht. Wir wußten nicht recht, ob er untrüglich auch zu uns im Herzen sprechen kann; darum hatten wir keine Sicherheit. Als nun, was im Buche steht, zweifelhaft wurde, da verlor man auch Gott.

Das ist es, wonach unsere Zeit so heiß verlangt. Wer ein Ohr hat für die geheimen Stimmen des Menschenherzens,

der hört ein Weinen und Klagen durch unsere Zeit gehn, einen Sehnsuchtsschrei: wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit in der Wüste des Materialismus unsere Zeit nach dem lebendigen Gott.

Vom Christentume fielen sie einst ab; es erzählte von dem lebendigen Gott, aber sie sahen nur eine tote Weltanschauung. Und da wollten sie lieber eine lebendige Weltanschauung, eine vernunftgemäße auf kräftige, gesunde Erfahrung der Sinne gegründet. Von dem lebendigen Gott aber weiß die nichts. Die Ersten fühlten sich frei, die Nächsten fühlen sich arm. Da fing das Weinen an.

Nun verlangen sie gar nicht mehr nach einer vernünftigen Weltanschauung. Sei sie auch vernunftwidrig, ja sei sie nur recht vernunftwidrig, aber tief muß sie sein, tief und dunkel und mystisch. Ach nach lebendiger Religion verlangen sie, und verstehn sich selber nicht, und wissen nicht den Weg, und drängen zu Buddhismus und Okkultismus und Katholizismus und Mystizismus und Spiritismus — aus Religion! „Hier empfangen wir einen Beweis, daß es etwas Anderes giebt als blind wirkende Ursache." Und alle die armen Suchenden meinen doch immer nur den lebendigen Gott.

Den brauchen wir alle; den wirklich lebendigen Gott, den man selbst erfahren kann.

Denn uns hilft die Tradition nicht mehr. Neben der kräftigen Wirklichkeits-Erfahrung der realistischen Forschung wurde die Tradition unwirksam.

Und wir brauchen die Tradition nicht mehr. Mit Gewalt fordert unsere Zeit selbsteigenes Gott-Erleben, weil sie die Kraft dazu hat! Denn es ist Frühling geworden in der Welt.

Es kam ja die große Zeit, da nun die Völker, die einst als unmündige Kinder in das Erbe der alten Welt traten, herangewachsen sind. Nun wollen wir ererbte Traditionen und ererbte Sünden abwerfen und unser eigen Herz und unser eigenes Meinen haben. Wir wollen nicht mehr Gott glauben deswegen, weil Leute, die vor zweitausend Jahren lebten, geschrieben haben, er hätte sich ihnen offenbart. Uns, uns soll er sich nun offenbaren.

Der geschichtliche Gott hatte den lebendigen immer verdeckt.

Nun hat die Geschichtsforschung Gott sei Dank den geschichtlichen Gott zum Wanken gebracht. Und nun muß uns der Lebendige aufgehen!

In dem wilden Wirbel unserer Zeit, was giebt Klarheit und Halt? Was giebt all diesem Sehnen Erfüllung? Das ist in seiner schlichten Herrlichkeit der Geist des Mannes der Evangelien. Der von aller Tradition und Form immer zum unmittelbaren Erfahren und lebendigen Inhalt dringt, der zugleich so große Einfachheit und Klarheit hat und die gesunde Festigkeit der großen Kraft.

Darauf kommt es an, daß unsere Religionslehrer von Jesus lernen, wie man Religion lehrt, und nicht mehr nach dem Bilde der Schriftgelehrten das Wort auslegen, sondern nach dem Bild des Heilandes die Menschenseelen an das Herz Gottes führen.

Die jungen Seelen, die sich so gern zu allem Heiligen heben, müssen Gott erleben lernen in allen Daseinsbeziehungen; und so unabhängig wie möglich von jeder festen Vorstellungsform ihn anbeten als das große unerforschliche Geheimnis der Welt.

Dies „Gotterleben" ohne feste Vorstellung wird nicht zu Schwärmerei, Phantasterei und ungesunder Ekstase führen, wenn man sich möglichst eng an das wirkliche, taghelle, sonnenbeleuchtete Leben mit seinen realen Thatsachen hält; wenn man die Wirklichkeit, möglichst genau die Wirklichkeit erkennen lehrt und darin die heilige Harmonie, die in ihr lebt. Ideale, die im Gegensatz zur Wirklichkeit stehn, taugen nicht. — Und man halte sich an feste Gestalten. An Jesus vor allem. An Jesu Jünger. Und es brauchen ja nicht immer nur die heiligen Personen des jüdischen Volkes zu sein; man nütze auch die heiligen Gestalten, die unsre Dichter unserm Volke gegeben haben.

Der denkende Mensch will aber auch denken über seine Religion. Wie es ein Unding ist, daß ein Mensch eine Religion habe, die zu seiner Welterkenntnis nicht paßt, so ist es ebenso ein Unding, daß er sich nur auf seine religiösen Erfahrungen beschränke und das Denken darüber, die Weltanschauung, überhaupt verachte. Jeder innerlich kräftige Mensch wird danach streben, so weit Menschengedanken reichen, eine klare und einheitliche Vorstellung von Gott und Welt und Menschheit zu gewinnen. Darüber hinaus trägt dann noch das religiöse Gefühl, hinein in die heiligen Geheimnisse.

So braucht denn unsere Zeit aufs allernötigste an der Stelle der alten christlichen Weltanschauung eine neue, lebendige; die da unsere beste Welterkenntnis und unsere beste religiöse Erfahrung einheitlich in sich fasse.

Wenn nur einmal das unmittelbare Gott-Erleben zu seinem Rechte gekommen sein wird, dann wird diese Weltanschauung von selber wachsen.

Oder vielmehr: Sie ist schon da. Die Wissenschaft forschte, und die Künstler kamen und fügten die Steine zu lebendigem Schönheitsbau. Die Weltanschauung ist da voll Naturfrömmigkeit und Weltfreude.

Damit sie aber wirksam werde, damit sie in den Schulen gelehrt werden könne und heiliges Besitztum des Volkes werde, muß das Wichtigste geschehn: die Feindschaft muß ausgetragen werden zwischen ihr und dem Christentum. Noch verkünden ihre Anhänger, daß sie das Christentum vernichten werden, noch wehren die Christen die Weltfrömmigkeit von sich ab: „das Grundwesen des Christentums ist ein Geist der Jenseitigkeit."

In unsrer Generation wird dieser Kampf ausgefochten.

Er muß enden mit einem wunderbaren Frieden: die neue Weltanschauung muß einsehn, daß, wenn sie das Christentum zerstören will, nur eine Form sterblich ist. Das unsterbliche Leben darin aber wird dadurch nun erst befreit! Und dies unsterbliche Leben muß sie als die schönere Vollendung dessen erkennen, was ihr eigenes Heiligstes und Bestes ist.

Ehe aber dieser Friede geschlossen wird, muß freilich noch unendlich viel geistige und sittliche Arbeit vollbracht werden. Vollbracht von dem ganzen Volke.

Durch alle die Kämpfe und Krisen unserer Tage wächst unsere Zeit mit Gewalt in das lebendige Christentum hinein.

All dies Drängen und Gähren, mitsamt dem Materialismus, ja dem Spiritismus und Buddhismus, und erst recht dem Sozialismus, ist eine einzige große Lebensbewegung, die uns mit Gewalt hineinwirft in das Christentum.

Wir stehen mitten in einer Reformation. Ja, mehr, viel mehr.

Nie ist das Christentum Wirklichkeit gewesen, außer in der Gestalt des Einen, den seine Zeit kreuzigte und anbetete, und nicht verstand. Die sterbende Welt mußte das, was er brachte, verwandeln in das, was sie brauchen konnte: in Kirchentum.

Nun aber ist die Zeit erfüllt, da das Christentum, das Jesustum aufgehen kann; — da eine junge Menschheit sich frei aufhebt zu ihrem Gott und vor sich sieht, auf ihrer ureigensten Bahn, des Gott-Menschen lichte Gestalt.

Denn Jesus ist uns nicht Autorität! Niemand ist uns Autorität als unser eigenes Gottgefühl. Unser Gottgefühl aber führt uns zu Jesus.

Und wir ahnen auch, daß es der Einfluß seines Wesens ist, der dies Gottgefühl in uns entfaltete, und wir heben uns zu ihm in Dankbarkeit und Liebe, frei, und wollen ihm nachfolgen, frei, und erwarten von ihm alle Fülle der Himmelsgaben.

Es erzählen die Völker heilige Sagen, daß Jesus wiederkehren werde, ein heiliger Morgenstern, einen neuen Weltentag zu bringen; daß er eine neue Erde schaffen werde voll Liebe und Frieden, wo die Menschen Brüder seien und sich nicht mehr bekämpfen in Neid und Selbstsucht; daß die Welt da ein Himmelreich sein werde, wo Gott Alles in Allem sei, lebendiges Licht, das Alles erleuchtet.

Heilige Sagen pflegen sich zu erfüllen, in tieferem Sinne, in geistigerem.

Ach komm mit Erfüllung! Werde uns wieder lebendig! Verwandle die Welt in dein Himmelreich voll Liebe und Frieden, da Gott Alles in Allem ist!

Gehe uns auf, du heller Morgenstern! Führ uns herauf den neuen Weltentag! Ja komm, Herr Jesu!

Gertrud Prellwitz

Weltpolitik

Wir Deutschen hatten keinen Grund mehr, Krieg zu führen; was wir brauchten, hatten wir; darüber hinaus zu fechten, aus Eroberungsbedürfnis, für die Annexion von Ländern, deren wir zu unsrer Genugthuung nicht bedurften, ist eine Ruchlosigkeit, die durchaus nicht in unserm germanischen Gerechtigkeitsgefühl liegt . . . . Das ist eben der Vorzug des germanischen Charakters unter allen übrigen, daß er seine Befriedigung in eigner Anerkennung des eignen Wertes findet und kein Bedürfnis nach Prestige, Herrschaft und Vorrecht hat, daß er sich selbst genug ist: darauf habe ich gehalten, und es ist in der Politik viel leichter, sich zu sagen, was man vermeiden, als sich zu sagen, was man thun muß.

Fürst Bismarck am 1. April 1895.

Bismarck berichtet bekanntlich in seinen Gedanken und Erinnerungen von den Schwierigkeiten, die die Wahl eines richtigen Titels für das Oberhaupt des geeinten Reiches im Jahre 1870 erzeugte. Er selber hatte von vornherein den Kaisertitel ins Auge gefaßt. Wilhelm I. aber widerstrebte. Er war als König alt geworden; es war ihm daher der Gedanke unbehaglich, den liebgewordenen Titel, dem er neuen Glanz verliehen hatte, mit einem so prunkvollen und so ungewohnten vertauschen zu sollen. Bismarck drängte trotzdem in ihn und setzte seinen Willen durch. Er hatte Recht damit; denn es gab in der That keinen geeigneteren, keinen volkstümlicheren. Daß an dem Titel allerlei spukhafte Vorstellungen aus der Vergangenheit hafteten, kam für den großen Realpolitiker wohl kaum in Betracht. Jedenfalls traute er sich und seinem Herren genug Nüchternheit zu, um unbeirrt durch alte Reminiscenzen die neue Oberhauptswürde in dem Geiste zu führen, in dem sie gedacht war. Er glaubte wohl auch den Charakter der Würde hinreichend festgelegt, indem er — auch hier im Widerspruch mit Wilhelm I. — darauf bestand, daß der Titel lauten sollte: deutscher Kaiser nicht: Kaiser von Deutschland, und um vollends jede Mißdeutung auszuschließen, setzte er in die Proklamation von Versailles die berühmten Worte: der Kaiser wolle ein Mehrer des Reiches sein nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Allein bei aller seiner staatsmännischen Größe hat Bismarck dabei doch wohl des Bibelwortes vergessen, daß man nicht neuen Wein in alte Schläuche füllen solle. Es liegt in dem Worte Kaiser ein alter Zauber, der von jeher und immer seine Wirksamkeit bewiesen hat, es liegt in ihm zugleich ein Programm, das immer das Bestreben zeigen wird sich durchzusetzen, wenn der Träger des Titels nicht besonders gefeit ist gegen seinen verführerischen Klang. Der kaiserliche Titel erweckt mehr wie irgend ein andrer die Vorstellung der Macht schlechtweg, der Macht, die sich nur selber ihre Grenzen setzt. Der Titel entstand, um eine Würde zu kennzeichnen, die an Machtfülle Alles übertraf, was die Menschheit jemals erfahren hatte, eine Machtfülle, die ihre Träger der Gottheit nahe brachte, und die Idee dieser Machtfülle blieb dann auch durch fast zwei Jahrhunderte hindurch, obgleich die Wirklichkeit dazu allmählich in grellen Widerspruch trat. Das römische Kaisertum deutscher Nation wurde zum Gegenstande des Gespöttes; das römische Kaisertum russischer Nation aber und französischer Nation stellte sofort die Würde in ihrem ursprünglichen Umfange her, und diese beiden Abkömmlinge des Cäsarentums bewiesen und beweisen, daß die Würde eine Beschränkung ihres Geltungbereiches nicht verträgt.

Auch das Programm, das mit dem kaiserlichen Namen in fast unlöslicher Verbindung ist, stammt aus den Zeiten der Entstehung dieses Namens.

Der Kaiser war von Anfang an der Herr nicht über ein einzelnes Volk, sondern über die Völker, der Herr über die Welt, soweit sie für die Beherrschung überhaupt in Betracht kam.

Weltherrscher, wenigstens der Idee nach, waren auch ihre mittelalterlichen Nachfolger. Ihr Recht reichte so weit, als das Kreuz verehrt wurde. Da Kirche und Reich unlöslich mit einander verquickt oder vielmehr geradezu wesensgleich waren, so wurde die dem Christentum innewohnende Tendenz der Weltdurchdringung unmittelbar zum politischen Prinzip, wurden die Kriege Glaubenskriege und der Friede Gottesfriede, wurden alle Macht- und Klassenfragen zu religiösen Fragen, verfiel die Welt immer mehr dem Fanatismus, dem Glaubenswahn und der Intoleranz, wurde die kaiserliche Macht in der Hand der Päpste mehr und mehr zum unerträglichen Despotismus, bis dann schließlich durch das Werk Luthers das ganze mittelalterliche Gottesreich zertrümmert, die verderbliche Mischung von Geistlichem und Weltlichem beseitigt und die Möglichkeit freiheitlicher Entwicklung geschaffen wurde. Die päpstliche Politik blieb nach wie vor Weltpolitik; allein in dem Bestande der protestantischen Staatsgebilde waren ihr feste Grenzen gesetzt, die sie auch im Bunde mit der habsburgischen Weltmacht nicht zu zerstören vermochte. Weltpolitik war auch die Politik Napoleons I. Er kündigte sein Reich ausdrücklich als eine Fortsetzung des Reiches Karls des Großen an und erklärte stets als seine eigentliche Absicht, der Welt den Frieden zu geben. Um dies zu können, mußte er freilich erst der Herr der Welt sein, und so wurde seine Friedenspolitik notwendig zu einer Kriegspolitik, die schließlich mit dem Ruine Frankreichs und seinem eignen Sturze endete.

Das Programm des Kaisertums römischer Wurzel ist also Welteroberung, und insofern als das Kaisertum fast überall auf römische Wurzel zurückgeht, hat sich diese Idee mit der Idee des Kaisertums innig verknüpft. Allein die Welteroberung ist nie zur Thatsache geworden, und die Germanen sind es, die wir in den entscheidenden Momenten im Widerstreite mit dieser römischen Weltpolitik sehen. Seit den Anfängen unsrer Geschichte bis in die Neuzeit sehen wir eine fast ununterbrochene Kette deutscher Abwehrkämpfe gegen die Zumutungen des Romanismus. Im Teutoburger Walde hat es begonnen. Es setzt sich fort in dem Widerstande der Sachsen gegen den fränkischen Karl und in dem Widerstande, den das ganze Mittelalter hindurch der deutsche Norden den Zumutungen der römischen Kaisermacht entgegenstellt. Norddeutschland wird dann die Wiege der Reformation, es wird zugleich die Wiege desjenigen Territoriums, das das Haupt der Reichsopposition und der wirksamste Widersacher der französischen Eroberungsgelüste ist. Diese Entwicklung findet erst ihr Ende auf den böhmischen und französischen Schlachtfeldern: die Großmacht des deutschen Nordens zwingt schließlich den deutschen Erben der römischen Kaisermacht, ihr die Leitung des engeren Deutschland zu überlassen, und schlägt dann zusammen mit den andern deutschen Stämmen den französischen Erneuerer des Cäsarentums zu Boden.

Wenn also überhaupt das Germanentum, so ist insbesondre das Germanentum Norddeutschlands und der hier erwachsene Hohenzollernstaat recht eigentlich und seinem Wesen nach das Widerspiel und der lebende Protest gegen den römischen Gedanken des Kaisertums, gegen Eroberergelüste und Weltpolitik. Er ist groß geworden im Kampfe dagegen, er verdankt sein Dasein der Ausdauer in diesem Kampfe. Es ist also wider die Natur, wenn er selbst nun sich anschickt, diesen Ideen sich hinzugeben und die Herrschaftsformen anzunehmen, deren Bekämpfung bisher sein Lebenselement war. Allein, wenn auch wider den Sinn der ganzen bisherigen Entwicklung: es geschieht.

Das Kaisertum nimmt unter den Händen Wilhelms II. den Charakter eines romantischen Imperialismus an,

der geeignet ist, den Freund einer ruhigen, stetigen, in der bisherigen Richtlinie sich bewegenden historischen Entwicklung mit Sorge zu erfüllen, der sich zugleich, namentlich insofern er romantisch ist, in Widerspruch zu setzen scheint mit protestantischer Weltanschauung.

Bezeichnend für diesen Imperialismus ist die Neigung, das neue Reich unmittelbar in Beziehung zu dem alten zu setzen, es als die Fortsetzung des alten erscheinen zu lassen. Diese Verbindung ist durch und durch unhistorisch. Das heutige Reich hat mit dem ehemaligen nichts, aber auch gar nichts zu thun. Das alte Reich heißt zugleich das heilige. Es liegt darin der Hinweis, daß es im Wesentlichen eine Theokratie ist, der Ausdruck der durchaus mittelalterlichen Auffassung von der Christenheit als einer auch staatlichen Einheit. Die Ziele der Kirche und des Reiches fallen im Mittelalter schließlich zusammen; die Verwischung also des abgrundtiefen Gegensatzes, der zwischen dem Neuen Reiche und dem alten weihrauchdurchdufteten heiligen Reiche liegt, bedeutet in Wahrheit eine Annäherung an eine katholisierende Weltanschauung, eine Katholisierung unsrer Reichsgewalt, die sich in der Politik durchsetzen kann, wenn ihr Träger sich auch noch so bestimmt als einen Verehrer Luthers bezeichnet. Die alte Reichsgewalt war durchaus kosmopolitisch, Weltgewalt, die Ausbreitung des Christentums ihre Aufgabe, Kreuzzüge ihre Mittel. Der Ungläubige war der politische Gegner. Es hat den Anschein, als ob wir in diese durchaus überwundene Weltanschauung wieder zurückwollten.

Die Ermordung von Missionaren hat Deutschland den Vorwand geboten, sich Kiautschaus zu bemächtigen, und der Schutz der Missionare wird regelmäßig angeführt, wenn es gilt, Flottenforderungen durchzusetzen. Es liegt hierin die Möglichkeit zu unendlichen Verwicklungen, zugleich für die Kurie das unvergleichliche Mittel, die auswärtige Politik des Reiches von sich abhängig zu machen. Wie im Mittelalter vermag der Papst mit einem kleinen Umwege die Macht des Reiches in den Dienst der kirchlichen Propaganda zu stellen. Hier liegt der Schlüssel zu der Bewilligungslust des Zentrums. Deutschlands Söhne und Deutschlands Flotten werden in Bewegung gesetzt, weil zwei katholische Missionare ermordet wurden, und dafür stellt die katholische Partei dem Kaiser stets neue und neue Schiffe zur Verfügung. Die Greuelthaten in Peking erzwingen jetzt freilich ein Einschreiten, — die deutsche Ehre ist angegriffen, und wir müssen fechten — aber sie sind doch nur die Gegenbewegung, die nicht ausbleiben konnte, seitdem Deutschland seine gepanzerte Faust gezeigt hatte, und auch dieses Einschreiten nimmt den Charakter eines Kreuzzuges an: „Wir denken auch noch an etwas Höheres," sagte der Kaiser am 3. Juli zu den ausziehenden Truppen, „an unsre Religion und die Verteidigung und den Schutz unsrer Brüder da draußen, die zum Teil mit ihrem Leben für ihren Heiland eingetreten sind." So ungefähr sprach man auch im Mittelalter und es ist denn auch — wie im Mittelalter — der bischöfliche und päpstliche Segen für diese Worte nicht ausgeblieben. (Vergl. Nr. 28.)

Und daß wir es hierbei nicht mit einer vorübergehenden Anwandlung unsers Kaisers zu thun haben, beweist ein Ueberblick über die Reden, die er in den letzten Jahren gehalten hat und beweist seine neueste Wittelsbachrede. Es ist nicht möglich deutlicher zu sprechen: „Es soll keine große auswärtige Entscheidung mehr ohne den deutschen Kaiser fallen." Das eröffnet einen Ausblick auf zahllose Verwicklungen, auf Opfer an Blut und Thränen, die in ihrem Umfange noch gar nicht auszumessen sind, und auf neue Forderungen an Geld, Menschen und Schiffen, die dem Zentrum neue Gelegenheit geben werden, sich als die das deutsche Reich regierende Partei darzuthun. Und das Zentrum hat von seinem Standpunkte aus Recht: ein Kaiser, der nach Jerusalem wallfahrtet und der den heiligen Krieg predigt, muß notwendig nach seinem Herzen sein.

Man halte uns nicht entgegen, daß es auch protestantische Missionare giebt und daß das Reich auch diese schützen würde, wenn es nötig wäre. Das ist gewiß wahr, aber hinter dem protestantischen Missionar steht keine einheitliche Kirche, keine große nach Herrschaft strebende politische Partei, kein Kirchenfürst, der so wie die katholischen Bischöfe bei der Regierung stets ein geneigtes und williges Ohr findet. Wenn das Reich sich vornimmt, die Missionare als Reichsbürger zu behandeln und ihnen Schutz zu gewähren, wo es immer sei, so kommen politisch dabei nur die katholischen in Betracht. Der Protestantismus wird sich übrigens auch, wenn er sich in seiner Reinheit bewahrt, niemals dazu hergeben können, in seinen Missionaren gewissermaßen die Plänkler der europäischen Civilisation zu stellen, die nur das Gelände zu erforschen haben, damit nachher das Heer der Spekulanten Einzug halten kann, die nur die Wege zu bereiten haben für die Bringer der materiellen Kulturgüter, in deren Erzeugung wir es so herrlich weit gebracht haben. Das Christentum ist eine Religion der Liebe, der Brüderlichkeit und des Friedens: „Friede auf Erden" lautete die Botschaft der Engel in der heiligen Nacht; das reine Christentum, d. h. dasjenige, das sich nicht wie das englische zur Dienerin der Staatsinteressen erniedrigt hat, oder wie das katholische selbst Weltstaatsidee geworden ist, — das reine Christentum weiß Nichts von Gewaltthat und Nichts von Blutvergießen, es predigt Duldung mit den Schwächen des Nächsten, nicht Vertilgung des Nächsten; und insofern als der Protestantismus dem reinen Christentum näher steht als der Katholizismus und der Anglizismus, insofern kann er von seinem Standpunkte auch keine Verbindung mit dieser Weltpolitik eingehen, wenn sie auch das Bild des Heilands vor sich herträgt.

Noch von einer andren Seite her schlägt sich eine Brücke zwischen dem romantischen Imperialismus und der katholischen Kirche.

Der Protestantismus hat für ein romantisches Gemüt Nichts, was ihn besonders anziehend machen könnte. Er hat keine Erinnerungen, in denen man schwelgen kann. Er spricht nicht zu den Sinnen. Er enthält dagegen einen Kern, der einem starken Machtbewußtsein sogar bitter erscheinen kann. Der Protestantismus ist hervorgegangen aus der Gegenbewegung gegen den ärgsten Despotismus, den die Welt gekannt hat, und er hat daher eine starke innere Verwandtschaft zu den politischen Richtungen, die die Geltung der Autorität in staatlichen Dingen zu beschränken suchen.

Anders der Katholizismus. Wer Papst sagt, sagt Autorität, und absolut gesinnte Herrscher haben deshalb von jeher, wenn sie auch persönlich dem Evangelium anhingen, dem Katholizismus eine warme Zuneigung bewiesen. Denn als politisches Prinzip ist der Katholizismus dem Gottesgnadentum sehr nahe stehend.

Das sind die Gründe, weshalb der romantische Imperialismus der protestantischen Weltanschauung widerstreitet und also vom protestantischen Standpunkte aus bekämpft werden muß, und zwar offen und ehrlich, mit echt protestantischem Bekennermute. Wir glauben aber behaupten zu dürfen, daß er auch vom nationalen Standpunkte aus bekämpft werden muß, denn alles Große und Lebensfähige in unsrer neueren Geschichte ist aus protestantischer Wurzel gewachsen.

Ist doch der Protestantismus schließlich nichts Andres als das deutsche Christentum im Gegensatze gegen das römische, das in der Kirche seine Ausgestaltung erfahren hat. Diese Kirche ist ein Ergebnis der Vermischung von Geistlichem und Weltlichem, der Vermischung des Christentums mit irdischen Herrschaftsformen, der Evangeliumsverkündung mit dem römischen Gedanken der Welteroberung: wenn also ehedem der deutsche Geist gegen diese Vermengung rebelliert hat, wird er es nicht auch heute thun müssen, wird er die Verbindung von Christentum und Weltpolitik ertragen?

Hoffen wir, daß es dessen nicht erst bedarf, hoffen wir, daß die Nebel der Romantik noch rechtzeitig verfliegen, daß das deutsche Volk nicht erst trübe Erfahrungen zu machen braucht, um zu der abgeklärten Staatsweisheit seines Bismarck zurückzukehren.

Richard Schwemer

Die Schulerklärung der Generalsynode und die zukünftige Vorbildung der Theologiestudierenden

Die außerordentliche Generalsynode, die vom 30. Juni bis zum 2. Juli d. J. tagte, war berufen worden, um das Kirchengesetz über das Ruhegehalt der Geistlichen auf Grund der neuen Besoldungsverhältnisse zu beschließen. Dies geschah denn auch mit der erwarteten Schnelligkeit und Einmütigkeit. Außerdem aber gab der Synode ein erst während der Session von D. Kleinert eingebrachter Antrag Gelegenheit, sich mit einer Frage zu beschäftigen, die gegenwärtig nicht nur die kirchlichen Kreise, sondern Alle, denen das geistige Wohl unsers Volkes am Herzen liegt, tief bewegt. Der von den meisten anwesenden Theologieprofessoren unterstützte Antrag lautete:

Hochwürdige Generalsynode wolle beschließen, zu erklären: Generalsynode erachtet es nicht blos als eine notwendige Folgerung aus dem Gesetze, betreffend die Vorbildung der Geistlichen, daß die theologischen Semester erst von der erreichten Reife im Griechischen und Lateinischen an berechnet werden können, sondern hält nach wie vor die Vorbildung durch ein humanistisches Gymnasium für eine unentbehrliche Voraussetzung des Studiums der evangelischen Theologie.

Um Ursprung und Absicht dieses Antrages richtig würdigen zu können, muß man hauptsächlich drei Thatsachen im Auge behalten. Zunächst handelt es sich hier um die in weiten Kreisen vertretene und zum Teil mit Nachdruck, auch an einflußreichsten Stellen, bethätigte Gegnerschaft gegen die humanistische Bildung im allgemeinen und gegen die Berechtigung des Gymnasiums, allein für alle Studienfächer die verlangte Vorbildung zu gewähren, im besonderen. Je länger um so stürmischer verlangte man auf dieser Seite, daß in Zukunft auch der Oberrealschule und dem Realgymnasium das Recht eingeräumt werden sollte, für akademische Studien die allgemeine Vorbildung zu geben. Da war es nun zweitens von hervorragender Bedeutung, daß der Deutsche Gymnasialverein am 5. Juni d. J. in Braunschweig erklärte, gegen die Gewährung solcher Rechte von seinem Standpunkte keinen Einspruch zu erheben. Und zu einer ähnlichen Stellungnahme gelangte drittens die um die gleiche Zeit, auf den 6. Juni, nach Berlin berufene Schulkonferenz. Man kann es wohl verstehen, daß angesichts dieser Vorgänge, deren genauere Kenntnis übrigens nur ein sehr kleiner Teil der Versammelten zu besitzen schien, der Gedanke auftauchte, eine deutliche Kundgebung der gerade tagenden Generalsynode zu veranlassen in dem Sinne, daß die Kirche an der humanistischen Vorbildung ihrer zukünftigen Diener nicht wolle rütteln lassen. So faßte die gesamte Synode den Antrag Kleinert auf und stimmte ihm, abgesehen von einer Aenderung des Textes, mit Jubel zu. Nur eine Stimme sprach sich gegen ihn aus, die des Unterzeichneten. Da mein Widerspruch leicht mißverstanden werden könnte, in der Synode wohl auch von Vielen nicht recht verstanden worden ist, benutze ich gerne die hier gebotene Gelegenheit, meinen abweichenden Standpunkt, den ich bei der Geschäftslage der Synode, die für baldigsten Schluß entschieden hatte und im Grunde wohl gar keine Diskussion über den eingebrachten Antrag wünschte, nur kurz andeuten konnte, etwas eingehender zu begründen.

Das eine der von mir geäußerten Bedenken wurde von einem großen Teile der Versammelten geteilt und kam in einer Reihe von Abänderungsvorschlägen zum Ausdruck. Wenn der Antrag die Vorbildung durch ein humanistisches Gymnasium für eine unentbehrliche Voraussetzung des theologischen Studiums erklärte, so war damit sogar über den gegenwärtigen Rechtszustand hinausgegangen. Denn schon jetzt ist es Keinem, der eine andere Anstalt als das Gymnasium absolviert hat, verwehrt, durch Privatstudien sich die verlangte Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache anzueignen und daraufhin sich das Abgangszeugnis eines Gymnasiums zu erwerben. Diesem Mangel der Erklärung suchte ich abzuhelfen durch den Vorschlag, statt der Worte „eine unentbehrliche“ einzusetzen „die geeignete“. Die Synode stimmte schließlich für „die normale“ Voraussetzung. Wenn mit dieser Fassung auch der Antragsteller einverstanden war und in seinem Schlußwort erklärte, es käme ihm nur auf das nachdrückliche Zeugnis im Ganzen, nicht auf den Wortlaut im Einzelnen an, so ist doch nicht zu übersehen, daß mit dieser scheinbar kleinen Aenderung der Worte eine nicht unerhebliche Verschiedenheit des Sinnes gegeben ist. Auf diese Weise wird der Weg für die neuen Reformvorschläge wenigstens nicht verschlossen. Hätte darum zur Not auch ich der so gestalteten Erklärung mich anschließen können, so blieben doch noch Bedenken übrig, die eine Ablehnung des ganzen Antrags mehr empfahlen.

Sie beziehen sich kurz gesagt auf die Wirkung nach außen, über die kirchlich interessierten Kreise hinaus. Indem man die Erklärung aussprach, mußte der Schein erweckt werden, als erachtete man die bisherige Vorbildung der Theologiestudierenden für bedroht. Thatsächlich aber ist eine solche Bedrohung von keiner Seite erfolgt. Man sollte also für ganz selbstverständlich ansehn, daß auch in Zukunft wie bei den klassischen Philologen so auch bei den Theologen Niemand wagen würde, eine Aenderung herbeizuführen. Denn mit welchem Rechte könnten sich die Theologen noch Diener der Kirche der Reformation nennen, wenn sie darauf verzichten wollten oder müßten, die klassischen Zeugnisse der Geschichte ihrer Kirche, insbesondere das Neue Testament, in den Ursprachen gründlich zu verstehen? Dazu kommt, daß wenn erst einmal für die Theologen erklärt worden ist, auf sie könnten die Bestimmungen der Berliner Schulkonferenz keine Anwendung finden, mit Notwendigkeit die übrigen Fakultäten nachfolgen müssen. Denn keine wird hinter der andern mit dem Anspruch auf die volle, wahre, die vornehme Bildung des humanistischen Gymnasiums zurückstehen wollen. Bewegungen in dieser Richtung sind denn auch jetzt schon zu bemerken. Auf die Weise aber wird der mühsam geschaffene Vermittlungsweg verbaut. Daß die Berliner Beschlüsse im Sinne der Verteidigung, nicht der Untergrabung des Gymnasiums gefaßt worden sind, dafür bürgen uns nicht nur die Namen von Männern wie Harnack und von Wilamowitz, die leitenden Einfluß auf die Beratungen der Konferenz ausgeübt haben. Dafür spricht vor allem auch die Stellungnahme des Gymnasialvereins. Und für dessen Braunschweiger Erklärung werben in der Oeffentlichkeit namhafteste Vorkämpfer der klassischen Bildung. Es seien nur die Namen Cauer-Düsseldorf, Jäger-Köln, Schrader-Halle, Wendt-Karlsruhe genannt. So hat in kürzester Zeit die Braunschweiger Erklärung eine Fülle von Unterschriften aus philologischen und theologischen Kreisen erhalten. Mit vollem Recht haben alle jene Männer sich so gestellt im Interesse des Gymnasiums. Denn nun erst, wenn die in weiten Kreisen als unbillig empfundene Alleinberechtigung des letzteren beseitigt ist, wird die Bahn frei für eine wahrhafte Hebung seines humanistischen Charakters. Wird auch den beiden andern Anstalten die Berechtigung zum gesamten Universitätsstudium zugesprochen, dann tritt sicherlich in großem Umfange und schnell eine Entlastung des Gymnasiums von ungeeigneten Schülern ein. Es wird eben nicht mehr aus einem außerhalb seines Wesens und Zwecks liegenden Grunde, sondern um seiner selbst willen aufgesucht werden. Schüler, denen die klassische Welt innerlich gleichgiltig und fremd bleibt, und die nur widerwillig in der Anstalt ausharren, um das ersehnte Berechtigungszeugnis zu gewinnen, wird es dann auf dem Gymnasium nicht mehr geben. Befreit von solchen Elementen und unbehindert durch Nebenzwecke kann sich das Gymnasium wieder mit voller Kraft und frohem Mut seinen hohen, idealen Aufgaben widmen. Und wer wollte leugnen, daß das dringend nötig ist? Die allgemeinen Klagen über den Niedergang unserer Gymnasien sind nur zu berechtigt. Die Leiter neutestamentlicher, kirchen- und dogmengeschichtlicher Uebungen, die Mitglieder theologischer Prüfungskommissionen wissen davon zu erzählen, wie mangelhaft vorgebildet in den klassischen Sprachen schon heute die meisten Gymnasialabiturienten sind. Das früher Versäumte kann auf der Universität nur selten und zum Teil nachgeholt werden. In diesem Sinne, zum Schutze eines auf seine frühere Höhe zurückzuführenden Gymnasiums unerschrocken und überzeugungskräftig eingetreten zu sein ist neben Hans Delbrücks Verdienst vor allem das des schon erwähnten Gymnasialdirektors

Cauer.*) Man wird wohl nicht fehlgehn mit der Vermutung, daß gerade auch Cauers Darlegungen bei den Vorverhandlungen und Beratungen der Berliner Konferenz Eindruck gemacht haben.

Bis jetzt liegen nur Ratschläge und Erklärungen vor, noch keine Gesetze. Kommt es zu solchen nicht in der Richtung der Berliner Konferenz und der Braunschweiger Erklärung, so erscheint die Gefahr einer weiteren Zertrümmerung des humanistischen Gymnasiums unvermeidlich. Und die evangelische Kirche würde an ihrem Teil schlimmen Schaden miterleiden. Geht dagegen die geplante Reform in der hier verteidigten Richtung, so ist der Hader der Parteien zunächst beschworen. Ein edler Wettkampf um gesteigerte Leistungen kann sich zwischen den verschiedenen Anstalten entwickeln. Dabei müßte sich dann auch herausstellen, ob nicht doch das humanistische Gymnasium auch für die naturwissenschaftlichen Fächer eine vortreffliche Vorbildung leistet. Gewisse weitere Maßnahmen des Staates und der Kirche würde allerdings diese Neuordnung erfordern. Von den rein staatlichen Behörden würde man wohl erwarten dürfen, daß sie Anweisungen ergehen ließen, welche Anstalten für die verschiedenen Berufszweige die beste Vorbildung bieten. Die kirchlichen Leiter aber dürften nicht den mindesten Zweifel darüber aufkommen lassen, daß das Gymnasium die geeignete Vorschule für das theologische Studium bleibt. Dann werden auch in Zukunft Theologen ohne gymnasiale Vorbildung eine seltene Ausnahme bleiben.

Freilich müßte die Möglichkeit einer Nachprüfung auch außerhalb des Gymnasiums gegeben, also wohl eine neue Prüfungsstelle geschaffen werden. Sollte es dazu kommen, so wäre dringend zu befürworten, daß in einer solchen Prüfungskommission mindestens auch ein klassischer Philologe säße. Mitleid und andere Motive könnten die theologischen, unmittelbar durch ihr Fach interessierten Mitglieder der Prüfungsbehörde leicht zu schädlicher Nachsicht verführen, zumal in einer Zeit starken Rückgangs des theologischen Studiums und an Fakultäten mit wenigen Studierenden. Vielleicht würde es sich empfehlen, Kommissionen von vier Mitgliedern zu bilden, von denen zwei der theologischen Fakultät, einer der klassischen Philologie angehörten und einer ein Gymnasialdirektor wäre. Ueber solche Einzelverfügungen ließe sich auch vom kirchlichen Standpunkte aus streiten.

Dagegen müßte sich die Kirche in ihrem wohl verstandenen Interesse energisch verwahren gegen die Ausführung des angeregten Gedankens von besonderen Universitäts-Vorbereitungskursen. Zwar könnte man meinen, gerade bei den Theologen läge eine solche Einrichtung sehr nahe. Besitze man doch schon Aehnliches für die Nachprüfung im Hebräischen. Gegen diese Parallele ist aufs nachdrücklichste zu protestieren. Es ist schlechterdings unmöglich, daß auch der Begabteste und Fleißigste sich in einem Semester so viel Kenntnisse im Griechischen aneigne, um das Neue Testament gründlich verstehen zu können. Die Kenntnis des Hebräischen bleibt bei weitaus den meisten evangelischen Theologen eine ganz stümperhafte. Das mag zur Not ertragen werden. Für das Verständnis der christlichen Urkunden ist eine derartig mangelhafte Vorbildung ganz unbrauchbar. Mit dem Alten Testament und seinen Gedanken ist der zukünftige Theologe als Glied der Gemeinde von Kindesbeinen an vertraut. Ganz anders würde es bei Einem, der kein humanistisches Gymnasium durchgemacht hat, mit der Welt des klassischen Altertums stehn. Ohne in ihr gelebt zu haben, ohne ihre Sprachen zu verstehen, kann man Entstehung und Geschichte des Christentums nicht wirklich begreifen und würdigen. Man sollte sich darum ängstlich hüten, dem Scheine des Gegenteils durch Einrichtung von Vorbereitungskursen Vorschub zu leisten. Den Charakter der Schnellpresse könnten sie nicht vermeiden, einen Ersatz für die Vorbildung auf dem Gymnasium durchaus nicht bieten. Entscheidet sich Jemand, nachdem er eine Oberrealschule oder ein Realgymnasium durchgemacht hat, nachträglich noch zum theologischen Studium, so wird man bei einem so folgenschweren Entschluß erwarten dürfen, daß der Betreffende durch außergewöhnliche Anspannung und gereiften Ernst selbst die Mittel und Wege sich schafft, die ihn zu dem so hoch geschätzten Ziele führen.

Wie schon die Ueberschrift andeutete, sind die vorangegangenen Ausführungen in erster Linie durch das kirchliche Interesse bedingt. Der Versuch, nachzuweisen, was unser Volk in der Vergangenheit dem Gymnasium verdankt, warum es die humanistische Bildung nie und nimmer, auch nicht in der jetzigen Zeit höchsten wirtschaftlichen Aufschwungs, für seine echte geistige Gesundheit und Kraft entbehren kann, sollte hier nicht gemacht werden; dahin zum Teil zielende Gedanken sind ja auch erst eben in den Spalten dieses Blattes beherzigenswert ausgeführt worden. Auch die evangelische Kirche fährt für die wissenschaftliche Vorbildung ihrer Diener am besten mit dem besten Gymnasium; darum muß sie auf jedem ersprießlichen Wege mithelfen, es unserm Volke durch die bedrohlichen Wirrnisse dieser Zeit hindurch zu retten. Grafe

*) Man vergleiche seine zahlreichen Besprechungen und Artikel in den Preußischen Jahrbüchern besonders dem letzten Aufsatz (Juni 1900): Finis Gymnasii. Ein Warnruf in zwölfter Stunde.

Noch einmal die Persönlichkeit in der Ehe

Ein offener Brief an Herrn Erich Förster

Verehrter Freund!

Ueber Ihre Zeilen in Nr. 28 der Christlichen Welt habe ich mich herzlich gefreut. Sie führen aus, daß Persönlichkeit und Gemeinschaft in gewissem Sinne einen Gegensatz bilden, und daß da, wo ausgeprägte Charaktere in die eheliche Gemeinschaft treten, sich leicht ein Konflikt ergibt. Die Lösung finden Sie darin, daß Eines des Andern Persönlichkeit lieben muß und nichts als das. Dem allen wird Niemand widersprechen. Und es ist gewiß freudig zu begrüßen, daß Sie diese Betrachtungen an einen Roman anknüpfen, in dem das Problem unter Beiseitelassung aller religiösen Momente behandelt wird. Das ist ja der fruchtbare Grundgedanke dieser Zeitschrift, daß das Christentum, soll es in irgend einer Weise wieder eine Macht werden, zu Allem in Berührung treten muß, was die Zeit bringt, seinen wandelbaren und zugleich ewigen Charakter damit erweisend. Und doch habe ich beim Lesen Ihrer Zeilen eine gewisse Seite vermißt.

Sie sagen im Anfang:

> Persönliches Leben ist eigenes Leben — Leben aus dem eignen Willen heraus, Nichts als wahr anerkennen, was uns nicht im Innersten überzeugt hat, Nichts bewundern, als wozu das Herz jubelt, Nichts erstreben, als wonach die Seele sich streckt, ohne Anbequemung und Angewöhnung, ohne Pose, Phrase und Mode.

Diese Worte fassen in glücklicher Weise zusammen, was uns aus so vielen Erzeugnissen der Neueren immer wieder entgegentritt. Die Wurzeln dieser Anschauung gehen freilich weiter zurück. Was den Neueren vorschwebt, finden wir in der höchsten Vollendung bei Goethe, den Sie ja auch anführen. Aber es wäre schlimm, wenn dies das persönliche Leben in dem Sinne wäre, den wir meinen. Kaum Einer von Hunderten hätte die Möglichkeit, es zu erreichen. Zahllose äußere und innere Hemmnisse hindern die Meisten an einer vollen Ausgestaltung ihrer Persönlichkeit. Wir müssen fortwährend Opfer bringen und Entsagung üben, und zwar nicht nur so, daß wir das aufgeben, was uns lockend erscheint, weil es unser Inneres nicht fördert. Vielmehr wird gerade das von uns gefordert, daß wir verzichten auf Solches, was zu unserer Persönlichkeit gehört, zur vollen Entfaltung der Kräfte notwendig ist, die in uns gelegt sind, und die wir doch entfalten wollen und sollen. Wir wissen Alle, wie der natürliche Mensch, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, sich damit abfindet. Er ruft die Weisheit zu Hülfe, mit der er seine Ziele begrenzt; das Unvermeidliche trägt er mit männlichem Sinn; zuletzt hält er sich daran, daß ihm der Ausgang aus dem Leben jederzeit offen steht. Und wir wissen auch die Art, wie der Christ sich damit abfindet: durch die Hingabe in den Willen Gottes. Und der Lohn: Was er zu verlieren schien, erhält er doppelt, vergeistigt, wieder im Zusammenhang mit der höheren Welt, einem Zusammenhang, der ihm die Ge-

schlossenheit giebt, die er in dieser Weise vorher nicht hatte. Er fühlt sich nun erst als Persönlichkeit, als freie Persönlichkeit in einem neuen, höheren, anderen Sinn. Kaum vermag uns Etwas den Gegensatz, um den es sich hier handelt, so zu veranschaulichen, als wenn wir dem Dichter des Faust den Schöpfer der Göttlichen Comödie gegenüberstellen.

Für das persönliche Leben im christlichen Sinne, um das es sich hier handelt, paßt Ihre Schilderung nur bedingungsweise. Allerdings giebt es Persönlichkeiten, in deren Nähe wir es spüren, daß das Leben nach dem göttlichen Willen für sie ein „Leben aus dem eigenen Willen heraus" ist. Die Mehrzahl der Christen erreicht dieses Ziel auf Erden jedenfalls nicht. Die Meisten nähern sich dem Ziele vielleicht auf den Höhepunkten ihres Daseins, aber in den Niederungen des täglichen Lebens empfinden sie den göttlichen Willen weit häufiger als etwas Gegensätzliches, dem sie den eignen Willen zu unterwerfen haben. Das schadet auch nichts. Die Richtung genügt. Es kommt nur darauf an, Bahn zu halten. Für das Weitere sorgt ein Anderer.

Wozu ich das schreibe? Weil ich denke, daß dadurch auch das Problem, das hier in Frage steht, gefördert wird. Es ergiebt sich daraus doch, daß die natürliche Persönlichkeit, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, vom christlichen Standpunkt aus nicht mit der ängstlichen Zartheit behandelt zu werden braucht und nicht den Kultus verdient, den sie außerhalb vielfach findet. Selbstverständlich will ich nicht der Knechtung und Vernichtung der Persönlichkeit das Wort reden. Ist ein Dichterwort wahr, so ist es gewiß dieses, daß dem Menschen seine Freiheit not ist, wenn er sich zum Geist erheben soll. Aber wenn wir dies und jenes von unserm Eigenen aufgeben müssen, woran wir hängen, so ist das wirklich nicht so tragisch zu nehmen, mag es nun auf Seiten des Mannes oder der Frau geschehen. Selbst wenn es uns schwer fällt. Was der Einzelne hier in der Ehe erfährt, ist nur ein Teil des christlichen Werdegangs überhaupt.

Ich nehme den Faden wieder auf, den ich vorhin fallen ließ. Wir waren ausgegangen von dem Begriff der Persönlichkeit, jenem Begriff, von dem die neuere Zeit in dem Maße mehr zu sprechen liebt, als die Sache selbst aus dem Leben verschwindet. Sie sprechen selbst aus, daß höchstes persönliches Leben sich weder gewinnen noch behaupten läßt ohne Frömmigkeit; Sie betonen selbst, daß die höchste und edelste Form menschlicher Gemeinschaft nicht bestehn kann, ohne daß Eins das Andre liebt für Gott. Ich meine aber, wenn wir die modernen Begriffe und Anschauungen hier betrachten, so darf es nicht anders geschehn, als daß auch der Gegensatz, den sie zur christlichen Auffassung bilden, scharf betont wird. Gewiß ist das Christentum nur die wahre Menschlichkeit, „die höchste und edelste Form" dessen, was auch sonst an Schönem und Gutem in der Welt verehrt wird. Aber doch ist es auch ein Andres, ein Gegensätzliches zu dem, was außer ihm ist. Ich verstehe es, wenn Sie, wie es scheint, das Eine lieber auf der Kanzel, das Andre mit der Feder betonen. Umgekehrt werden Sie es dem Laien nicht verargen, wenn er zur Feder greift, da er die Kanzel nicht besteigen kann. In der Sache sind wir ja einig.

In alter Freundschaft

Ihr

Marburg Hugo Weizsäcker

Verschiedenes

Zu den Artikeln von Gertrud Prellwitz. Ein gewissenhafter Redakteur muß seinen Lesern zuweilen ein Aergernis geben. Das zu vermeiden wäre ja ungeheuer leicht; man druckt einfach, was nach dem Geschmack der Mehrheit ist; die Minderheit ist gewöhnt, zu dulden und zu schweigen.

Nun stände es schlimm, wenn die Leser sich die Artikel „Weltfrömmigkeit und Christentum" ohne Laut hätten gefallen lassen. Aber die beruhigenden Proteste sind eingegangen. Merkwürdigerweise nur von Theologen, mit einer Ausnahme: aber auch das kann ein Theologe sein.

Mir war das am schwersten Verantwortliche an den Artikeln ihre räumliche Ausdehnung. Aber kürzen ließ sich nicht. Zur Sache habe ich nicht bezweifelt, daß freundschaftliche Erwiderungen eintreffen würden. Es kam auch alsbald nach dem ersten Artikel eine ganz vortreffliche; leider ist sie später wieder zurückgezogen worden. Eine andre scheint in Aussicht.

Ich selbst möchte mich jetzt und kann mich in diesen letzten Wochen des Sommersemesters auf eine Fortspinnung der Diskussion nicht einlassen. Nur meinen redaktionellen Standpunkt zu verdeutlichen, so viel:

Höchst wichtig und nötig für die fernere innerkirchliche Entwicklung ist, daß wir unsre Laien zum Handeln bringen. Dann müssen wir sie aber in unsrer Kirche des Wortes vor allem zum Reden bringen. Ich bin erfreut, daß unser Blatt doch je länger je mehr eine stattliche Reihe von Laienäußerungen veröffentlicht hat — wie Vieles ich auch leider zurückweisen mußte.

Nun ist an dem theologischen Widerspruch, den solche Aufsätze erfahren, höchst bezeichnend die Erwartung, daß diese Laienäußerungen irgend von theologischer Arbeit, die geleistet wurde, berührt oder gar bestimmt sein müßten. Das Gegenteil ist naturgemäß der Fall, und gerade darin liegt auch das für uns Theologen Interessante solcher Aeußerungen. Unsre Pflicht wird es dann immer sein, zu antworten, zu ergänzen, zurechtzustellen.

Fräulein Prellwitz nun war vor Andern berufen zu reden. Sie ist eine Dichterin. Das beweist ihr Oedipus, der für Jedermann gedruckt zu haben ist. Und ich habe Ursache, noch Größeres von ihr zu erhoffen. Was sie aber in ihrer Artikelreihe geschrieben hat, dagegen werden besonders Theologen leicht einige naheliegende Einwendungen erheben. Es wird aber doch heute einem Laien in der evangelischen Kirche noch gestattet sein müssen, Gedanken zu äußern, die einem Schleiermacher oder diesem und jenem Mystiker nicht ganz fremd waren. Und es wird ihm nicht zum Unrecht angerechnet werden dürfen, daß er ein Bedürfnis verrät, sich von der Transzendenz und Immanenz Gottes im Verhältnis zum Universum Vorstellungen zu machen, wo wir Theologen es vorziehen, dieses Bedürfnis zu negieren oder zu bekämpfen. Es wird ihm endlich sogar zum Verdienst angerechnet werden müssen, wenn er kräftig gegen die mönchisch-augustinische Weltbeurteilung sich auflehnt, die leider vielfach noch für biblisch und christlich gehalten wird. Damit unterschreibe ich die Ausführungen unsrer Dichterin weder in allem Einzelnen, noch im Ganzen. Das kann ein Theologe nicht, der einigermaßen geschichtlich wissend ist. Aber Vieles fand ich sehr gut. Und aus dem Andern folgt doch nur, daß wir als verständige Haushalter aus solchem Anlaß von unsern Schätzen mitzuteilen haben Altes und Neues. Wer dazu zu stolz ist, wem eine in ihrer Weise geschlossene, selbsterkämpfte und selbstdurchlebte Anschauung nicht imponiert, weil sie „laienhaft" ist, vielleicht gar weil sie von einer Frau kommt, den wollen wir gerne von dieser Verpflichtung entlasten. Wir rechnen mit anderen Maßstäben. R

Palästinareisen.

Evangelienfahrten. Bilder aus dem Leben Jesu in der Beleuchtung des heiligen Landes. Von Ludwig Schneller. Siebte Auflage. Leipzig, Wallmann 1899. 5,80 Mk., gebunden 7 Mk.

Die Kaiserfahrt durchs heilige Land. Von Ludwig Schneller. Dritte Auflage. Leipzig, Wallmann 1899. 3, geb. 4 Mk.

Orientreise der Firmen Palmer, Kappus und Kompagnie und W. Jessinghaus und Kompagnie im Herbst 1898. Den Reisegenossen und ihren Freunden erzählt von Pfarrer Battenberg. Frankfurt a. M., Voigt und Gleiber 1899.

Auf der offiziellen Festfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Zwanglose Reisebriefe, geschrieben für die Schlesische Zeitung. Von G. Freiherr von Seherr-Thoß, Kammerherr usw.

Die Pilgerfahrt zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem. Reisebericht und Betrachtungen. Von D. Baerwinkel, Senior und Superintendent in Erfurt. Flugschriften des Evangelischen Bundes XIV, 5. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes, C. Braun. 0,25 Mk.

Wenn ich über das bekannte und beliebte Schnellersche Werk hier noch ein Wort sagen soll, so wird darin nur zum Ausdruck kommen können, daß ich bei aller Achtung für des Verfassers Art zu schildern, zu erzählen und auszumalen eben doch anders gesehen habe und über die Geschichte Jesu anders denke, als er. Trotz meiner Differenz mit Naumann gebe ich diesem doch ohne weiteres darin Recht, daß Palästina mit wenigen Ausnahmen in äußerer Beziehung heute ein reizloses Land ist, und meinem Empfinden nach bedarf es auch einer gewissen künstlichen Heraufschraubung eines pietätsseligen (das Wort im besten Sinne genommen!) Gefühls und einer weitgehenden Befreiung der Phantasie vom historisch zu Begründenden, um den Spuren Jesu so sehr im Einzelnen zu folgen — räumlich wie zeitlich — und um die Natur des Landes in warmen Tönen mitsprechen zu lassen. Indes das ist großenteils ein Urteil des Gefühls und des Geschmacks, und ein solches hat an sich wenig Allgemeingiltiges. Andrer Art ist die Frage, wie Schneller den äußeren Gang des Lebens Jesu zeichnet. Er folgt der u. A. von Bernhard Weiß und Beyschlag vertretenen Anschauung von einer mehr als zweijährigen öffentlichen Wirksamkeit Jesu und arbeitet eine dementsprechende ausführliche Darstellung in den Doppelrahmen der Landschaft und der kulturgeschichtlichen Schilderung ein. Hier muß ich von meinem Standpunkte aus Widerspruch erheben, weil dieses ganze Bild durch eine meiner Ansicht nach nicht haltbare Methode der Harmonisierung zwischen Johannes und den Synoptikern zustande gebracht

wird. Solcher Einwände unbeschadet, bleibt der erbauliche und der landeskundliche Wert des Buches ein sehr hoher. Daß das Bild Jesu einen hier und da doch wohl zu weichen Charakter trägt, möchte ich hier nur noch aussprechen.

Eine Einzelheit sei beiläufig herausgegriffen: Schneller verlegt die Verklärung Christi auf einen der Gipfel des Hermon. Das scheint mir eine sehr bestreitbare Idee zu sein, denn der Hermon ist ein wirkliches Hochgebirge, und der Wunsch, solche bedeutende Höhen zu ersteigen, ist doch wohl eine spezifisch moderne Erscheinung.

Vielleicht ein wenig verspätet*) — aber darum doch sehr von Herzen sei das zweite rund 260 Seiten starke Buch empfohlen. Namentlich als Geschenk für Einsegnung und ähnliche Gelegenheiten ist es vortrefflich geeignet; es ist reich illustriert, hübsch gebunden, es schildert treu, reich und warm. Wie sehr teile ich Schnellers Bedauern, daß der Kaiser und die Kaiserin nicht am See Genezareth gewesen sind! Der See, der Anblick der Moabiterberge, die Jordanquellen, Nazareth und die Höhe des Karmel — das sind die Stellen von Palästina, um die es lohnt, eine Thräne zu weinen, wenn man sie nicht geschaut hat. Das Kaiserpaar ist an keiner von ihnen gewesen: Jerusalem, Bethlehem und selbst der Oelberg erwecken höchstens gemischte Gefühle. Das Buch enthält aus den zuverlässigen Text der bei dem kaiserlichen Besuch gehaltenen Reden, Predigten und Ansprachen und ist um deswillen noch besonders wertvoll.

Battenbergs Schrift ist ein lustiges, treuherziges Büchlein, nützlich und kurzweilig zu lesen, nicht nur für die Reisegenossen und ihre Freunde, sondern für Jedermann, der einen ehrlichen, frommen und manchmal auch durstigen Deutschen ein Stück Weges durchs Morgenland begleiten will. Einen doppelten Genuß wird freilich einer davon haben, der selber draußen gewesen ist.

Recht andersartig ist das folgende Heftchen. Ein wenig steif, ein wenig kammerherrlich, ein wenig geheimrätlich, ein wenig sehr um den lieben eignen Leichnam besorgt — aber sehr anschaulich geschrieben. Das Logis in Jerusalem, die Seefahrt, der Besuch der Pyramiden und vieles Andere so „zum Greifen" lebendig geschildert, daß man die etwas anspruchsvoll gesalbte Art des Verfassers auch in den Kauf nimmt und als Element des wenn auch ungewollten Humors beim Lesen mitwertet. Als ein besonders hübsches Produkt aus der Mitte dieser Reisegesellschaft von der „Mitternachssonne" sei folgendes, vom Verfasser in seine Schilderung aufgenommene Gedicht einer mitreisenden Dame abgedruckt:

Wer nachts in einem Bette liegt,
Wer über einen Schrank verfügt,
Wer nicht bei dreißig Grad Réaumur
Schläft bei weit offener Stubenthür,
Wer nie sein Frühstück selbst mußt holen,
Wem Brot und Eier nie gestohlen,
Wer nachts kein grunzend Kameel gehört,
Durch „tobende Heiden" blieb ungestört,
Wer stets an reinlichem Tische schmauste,
Wem nie vor Fleisch und Butter grauste,
Wer, wenn er geklingelt, den Steward auch sah,
Wer morgens wußte, was abends geschah,
Wer schlafen darf mehr wie fünf Stunden
Und wen Moskitos nie geschunden,
Wer seinen Hunger stets gestillt,
Wer niemals ward von Haß erfüllt,
Wem stets in der Bahn ward ein fester Platz,
Wer nie heraussprang mit einem Satz,
Wer reichlich mit Wasser sich durfte letzen
Und immer auf eigene Stühle setzen,
Wem nie der Wagen zusammengebrochen,
Wer immer nur gutes Parfüm gerochen,
Wem heil geblieben sämtliche Knochen,
Wer überhaupt noch einen Anspruch stellt
In dieser gar so schönen Welt:
Ahnt nichts vom Wesen und von der Art
Der offiziellen Festesfahrt!

Senior D. Baerwinkel ist nicht mit der „offiziellen," englischen Mitternachtssonne, sondern mit der Stangenschen „Bohemia" gefahren. Auch er ist enttäuscht von der Verdorrtheit, der Oede und Glut in Palästina und redet kräftige Töne über den Unfug an den sogenannten „heiligen" Stätten in Nazareth, Jerusalem usw. Für ein Leserpublikum, das in die Ursachen der Kaiserfahrt und in die Zustände in Palästina in evangelischem Sinne eingeführt werden soll, ist das Heft zu empfehlen.
Paul Rohrbach

Byzantinismus. Es ist nicht immer schön, wie der Herausgeber der Zukunft auf Hofereignisse und höfische Berichterstattung den Finger zu legen sich zum Sport macht. Aber unerträgliche Geschmacklosigkeiten sind fürwahr an der Tagesordnung. Ein ernsthaftes Blatt wie der Reichsbote druckt in Nr. 151 — stünde es in einem sozialdemokratischen Blatt oder im Kladderadatsch, würde mans für einen schlechten Witz halten — Folgendes:

„Kronprinz Wilhelm in der Berliner Kunstausstellung. Einen gänzlich unerwarteten Besuch erhielt gestern Nachmittag die Große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhofe, nämlich den Besuch des Kronprinzen Wilhelm. Der junge Thronfolger war kurzer Hand in Begleitung eines höheren Militärs von Potsdam aus mit einem fahrplanmäßigen Mittagszuge nach Berlin gefahren und legte den Weg vom Bahnhofe bis zur Ausstellung zu Fuß zurück. Nach kurzer Begrüßung durch die inzwischen von dem Besuche benachrichtigte Ausstellungsleitung trat der Kronprinz den Rundgang durch die Säle an, wobei er wiederholt seiner Befriedigung unter Bezeigung des größten Interesses Ausdruck gab. Inzwischen war eine Königliche Hofequipage vor dem Hauptportale der Ausstellung vorgefahren und brachte später den Kronprinzen zum Bahnhofe zurück. Die Ausstellungsbesucher waren über das leutselige Wesen des Kronprinzen sehr erfreut, der es sogar nicht unterließ, im Stehen ein Glas Bier zu trinken, was nach der loyalen (jovialen?) Art des Kronprinzen allerdings nicht mehr überraschen kann.

Will man den jungen Prinzen mit Fleiß verderben? Oder will man dem gesunden Teil des Volkes durchaus sein monarchisches Gefühl abgewöhnen? Was will man mit diesem lächerlichen Byzantinismus?

Vorstehendes war, wie unsre Leser vielleicht aus dem Inhaltsverzeichnis von Nr. 28 wissen, bereits früher zum Druck bestimmt. Inzwischen hat natürlich die Zukunft sich dieses Reporterstücklein nicht entgehen lassen. Es mag dennoch auch unser Bedenken noch laut werden: an dem Ernst und der Lauterkeit unsers Protestes wird Niemand zu zweifeln wagen.
R

*) Daß die Anzeige so spät erfolgt, ist nicht des Verfassers Schuld.
D H

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr:
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Gestern Abend entschlief sanft nach jahrelangem, mit unendlicher Geduld und Ergebung getragenen Leiden mein teurer Mann, unser innig geliebter Vater und Schwiegervater

Professor lic. theol. Pastor em.

Max Besser

im 56. Lebensjahre.

Halle S., den 17. Juli 1900

Marie Besser geb. Schmidt
nebst Kindern und Schwiegersohn

Hauslehrer
cand. theol., musikalisch, sucht, auch bei Deutschen im Ausland, Hauslehrerstelle. Offerten mit Gehaltsangabe unter **J. R.** erbeten an die Redaktion d. Bl.

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der **Krankenpflege** widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Für 2 **gebildete junge Mädchen, 17 Jahre,** hier im Haushalt ausgebildet, sucht Stellung als Stütze der Hausfrau mit vollem Familienanschluß
Töchterheim des Evang. Diakonievereins Cassel, Amalienstraße 3

Hochinteressant für Alle und unschätzbar für Viele ist das neu erschienene allseitig aufs beste empfohlne Juwelenbuch: **„Vom Guten das Beste"** über das Wichtigste und Wissensnötigste für Jedermann. 178 S. 8° fr. 1,15 M. Einsdg. Nachn. 1,35 M.
Ferd. Otto, Weimar

Die evangelischen Missionen

Illustriertes Familienblatt. Herausgegeben von Pfarrer Julius Richter in Schwanebeck bei Belzig. Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh. Monatlich ein Heft von 24 S. Preis jährlich 3 Mk.

Inhalt des 7. Heftes: Leben und Treiben in Tanga, Deutsch-Ost-Afrika. Von Miss. Ostwald. (Mit 14 Bildern.) — Die Unruhen in der Schantung-Provinz und die Ermordung des Missionars Sidney Brooks. Von Miss. H. Matheus. — Die Weltmissionskonferenz in New York. Von Dr. A. Schreiber. (Mit 7 Bildern.) — Missionsdirektor D. Julius Hardeland. Von Diakonus Hardeland. (Mit 1 Bilde.) — Neuste Nachrichten.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B., Leipzig

Hefte zur Christlichen Welt

Reine Lehre

eine Forderung des Glaubens und nicht des Rechts

Von

D. **Martin Rade**

8. **1900.** M. —.80

Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche

zumeist nach eigenen Aeußerungen

dargestellt von

D. **Otto Baumgarten,**

Professor in Kiel

8. **1900.** M. 1.60. Kartoniert M. 2.20

Zur Erinnerung an Carl Weizsäcker

Von

D. **Alfred Hegler,**

Professor der Kirchengeschichte in Tübingen

8. **1900.** M. 1,—. Kartoniert M. 1.60

Ueber

Ernst Haeckels Welträtsel

Zur Verständigung zwischen Christentum und Naturwissenschaft

Von

D. **August Heinrich Braasch,**

in Jena

Nebst einem Anhang über **Baumanns** Schrift zur Haeckelkontroverse. Unter der Presse.

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl

Der Unteroffizier

→ Preis 50 Pfg. ←

Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig**

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshaus
empfehlen alle Arten
Paramente und Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung

Im 7. Jahrgange erscheinen im unterzeichneten Verlage die

Internationalen Litteraturberichte

die sich die Aufgabe gestellt haben, den Leser über die Litteratur des In- und Auslandes in interessanten und fesselnden Artikeln zu informieren.

Preis pro Quartal bei 14tägl. Erscheinen M. 1.75, Ausland M. 1.85 franko.

Probenummern gratis und franko durch

C. F. Müller Verlag, Leipzig.

Engelswerk

C. W. Engels

in **Foche 31,** b. Solingen.

Grösste Stahlwarenfabrik mit Versand an Private.

Preisliste (640 Seiten) umsonst und portofrei!

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums

von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung.

Gr. illustr. Katalog gratis-franco.

Wilh. Rudolph i. Giessen

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen Freiburg i. B. und Leipzig

Nr. 27: Vierteljahrsübersicht über die deutschen evangelischen Landeskirchen — Versammlungen: 7. Gnadau-Elmer Pfingst-Konferenz; 1. Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes; Eisenacher Konferenz deutscher evangelischer Kirchenregierungen 1 — Verschiedenes: Deutsche Baptistengemeinden 1; Studentischer Gustav Adolf-Verein in Wien; Vermischte Nachrichten (Lord Salisbury über Mission und Politik; A G von Suttner über Europäische Zivilisationsarbeit in Afrika; Kirchenbau über Tolstoi; Vertretung des Sächs. Landeskonsistoriums bei der Herrnhuter Missionsfeier; Königliche Ordre zur Kniebeugungsfrage; Aus andern Blättern) — Anzeigen

Nr. 29: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Aus Schleswig-Holstein 2 (Evangelisation, Innere Missiou; Theologische Reibungen, Köllersche Politik); Zur Konfirmationsreform — Verschiedenes: Die Wechselburger Frage; Jahresbericht der Leipziger Mission; Deutsche Baptistengemeinden 2; Amerikanisches; Vermischte Nachrichten (Berliner Schwesternstatistik; Aus der Jugend) — Anzeigen

Drucksachen jeder Art

Broschüren und wissenschaftliche Werke

wie für buchhändlerischen und familiären Bedarf

fertigt correct und zu mäßigem Preise

Buchdruckerei Bauer

Marburg, Hessen

Verein für Hausbeamtinnen

Zweigverein Frankfurt a. M.

Junge Damen, welche entsprechende Ausbildung als **Kindergärtne innen, Kinderfräulein, Stützen, Haushälterinnen** besitzen und Stellung suchen, werden auf obigen Verein aufmerksam gemacht. Derselbe hat stets eine größere Anzahl von Stellen zu besetzen und sucht geeignete Bewerberinnen mit guten Zeugnissen und Referenzen. Der Jahresbeitrag beträgt eine 1 Mk., die Gebühr für erfolgte Vermittlung nur 2 Mk. Während des Winterhalbjahres finden gesellige Zusammenkünfte der Hausbeamtinnen statt, Abendkurse für Unterricht in französischer Sprache und im Schneidern das ganze Jahr hindurch. — Persönliche Fürsorge, Rat und Hilfe wird gern erteilt. Damen des Vorstandes sind in den Sprechstunden anwesend und beteiligen sich nebst der Leiterin der Stellenvermittlung an der gemeinnützigen Thätigkeit.

Geschäftsstelle Kaiserhofstraße 14 p. Sprechstunden wochentags von 3—5 Uhr.

WANGEROOG

Nordseebad.

Prospekte versendet

Die Badekommission

Probenummern

bitten wir ganz nach Belieben zu verlangen. Auch gewähren wir auf Antrag für Hotels, Bäder und Sommerfrischen Freiexemplare während der Reisezeit.

Verlag der Christlichen Welt

Königl. Paulinenstift Friedrichshafen am Bodensee

Erziehungs- u. Unterrichtsanstalt für Töchter der gebildeten Stände v. 12—18 Jahren.

Eintritt Mitte Oktober oder Mitte Mai. Pensionspreis Mk. 800. — jährlich. Prospekte zu beziehen durch **Professor Knapp** Vorstand **Fräulein J. Späth,** Vorsteherin.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage vom Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein in Berlin